

Leseprobe

**Jürgen Goldstein**  
***Georg Forster. Zwischen Freiheit und Naturgewalt***

Matthes & Seitz, Berlin 2015  
ISBN 978-3-95757-090-1

S. 7-17, 43-50, 178-183



# Auftakt

## *Ein gefährliches Wort: Natur*

Als die Welt noch groß war, weit und unerforscht, wurde ihr Gewicht in Erfahrungen gewogen. Alles Neue war von Bedeutung, vom kleinsten Insekt im tropischen Regenwald über die in keiner Karte zuvor verzeichneten Inseln bis zu ganzen Kontinenten mit fremden Pflanzen und Tieren und noch fremderen Menschen. Es gab nichts, das nicht gewichtig genug war, in den Reiseberichten Erwähnung zu finden. Noch war die Erdkugel nicht oft umrundet worden, die Landkarten wiesen weiße Flecken auf oder verloren sich im Ungefähren. Den europäischen Entdeckern kam das erhabene Privileg zu, Buchten, Küsten, Inseln, Flora und Fauna, die bis dahin kein Europäer zu Gesicht bekommen hatte, mit Namen zu versehen. Die in die Jahre gekommene Welt schien verjüngt. Fremde Düfte belebten die Luft: Muskat war so wertvoll wie Gold, und auf entfernten Inseln am anderen Ende der Welt, im heutigen Indonesien, fanden sich die begehrten Gewürznelken. So vieles war unbekannt, nie gesehen, nicht erahnt worden. Von all dem Neuen berichten konnte nur, wer es mit eigenen Augen gesehen hatte – oder gut im Erfinden war. Tradiertes Wissen galt wenig. Aufbewahrt in verstaubten Folianten, unterlag es der Inflation und war mit jeder neuen Entdeckung weniger wert. Eigene Anschauungen waren das Maß der Dinge. Wie ein Siegelring sein Relief im heißen Wachs hinterlässt, prägten sich die Eindrücke der noch zu entdeckenden Welt den Betrachtern ein. Georg Forster war ein nahezu ungetrübtes Medium für solche Anschauungen. Er war aufmerksam gegenüber kleinsten Details, hatte das Ganze im Blick und zögerte nicht, die Empfindungen auszudrücken, welche die Natur in ihm auslöste. Er war unverstellt und offen gegenüber allem Fremden, und das Erlebte brachte er sprachmächtig wie kaum ein anderer zum Ausdruck – Georg Christoph Lichtenberg hat ihn einen »Hexenmeister in der Prosa«<sup>1</sup> genannt. Forster lebte auf, solange er von Eindrücken überschwemmt wurde. Er war müde, leer, verstimmt, sobald es nichts zu sehen gab. Von ihm handelt dieses Buch.

Und es handelt von einem Zusammenhang, dessen Möglichkeit so sehr verblasst ist, dass man zu bestreiten geneigt sein wird, er habe je-

mals bestanden. Heute reimt sich ›Natur‹ nicht mehr auf ›Politik‹. Aber eben darum ging es Forster: um die Wirklichkeit einer ›natürlichen Politik‹ und mit ihr um das Wesen ›natürlicher Revolutionen‹ als Durchbruch freiheitlicher Selbstbestimmung, auf dass der ›Teufel der feudalistischen Knechtschaft‹<sup>2</sup> besiegt werde. In einem Atemzug sprach Forster von »Wahrheit, Freiheit, Natur und Menschenrecht«.<sup>3</sup> Er beschrieb Revolutionen in der Natur, etwa Vulkanausbrüche oder Überschwemmungen, und er redete von Revolutionen als notwendigen Umwälzungen der gesellschaftlichen Zustände. Beides stand für ihn nicht unverbunden nebeneinander. Wie die natürlichen Umwälzungen nicht der Regel entbehren, mögen die »politischen Erscheinungen eines Augenblicks und eines Winkels der Erde ... vielleicht auch ihren Cyklus haben«.<sup>4</sup> Forster hat nach dem Gesetz gesucht, welches das Natürliche mit der politischen Freiheit verbinden soll.

Als Naturforscher und Schwärmer verfügte Forster über einen ganz und gar anschauungsgesättigten Naturbegriff: Er hat die Natur gesehen, geschmeckt, gerochen, ertastet, gehört, und er hat sie gezeichnet, bevor er über sie nachgedacht hat. Stets hat er empfindsam auf sie reagiert. Die Natur war für ihn weder ein Ideal noch etwas Profanes, sondern eine unmittelbar erfahrbare, überwältigende Kraft. Forster besaß einen Naturbegriff, der sich im wörtlichen Sinne der Anschauung der Welt verdankte und den er erst nachträglich reflektiert und in die geistigen Koordinaten seiner Epoche eingeordnet hat.

Die Ausgangsbedingung für eine sich der unmittelbaren Erfahrung verpflichtende Naturerfassung war gut: In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unternahm James Cook drei Weltumsegelungen,<sup>5</sup> Georg Forster war – zusammen mit seinem Vater Johann Reinhold – an der zweiten beteiligt. 3 Jahre und 18 Tage waren sie unterwegs. Die zurückgelegte Strecke machte mehr als dreimal den Umkreis der Erdkugel aus. Sie drangen als Erste mit dem Schiff in den antarktischen Polarkreis ein und stießen weiter südlich vor, als es je einem Europäer vor ihnen gelungen war. Sie bereisten die Südsee, sahen Neuseeland, Tahiti, die Osterinseln und Feuerland, entdeckten Neukaledonien und Südgeorgien, sie kamen in Kontakt mit den Einheimischen der Südsee, von denen noch nicht ganz sicher war, ob sie edle Wilde oder Menschenfresser waren, sie beobachteten exotische Tiere und brachten unbekannte Pflanzen zurück nach England. Die entdeckte Natur war von berauscher Schönheit.

Zugleich bahnte sich gegen Ende dieses Jahrhunderts ein politischer Umsturz an, der die Ordnung Europas auf Dauer verändern sollte: Die Große Revolution von 1789 proklamierte die Freiheit und Gleichheit aller Menschen und brach mit dem Despotismus der überkommenen Herrschaftssysteme. Die Zeit schien reif für Veränderungen. Die alten Reiche waren morsch. Die Französische Revolution glich einem Erdbeben, das die Fundamente der Herrschaft erschütterte und den Thron der Tyrannei in sich zusammenstürzen ließ.

Es gibt kaum einen, der an beidem so beteiligt war wie Georg Forster. In ihm treffen sich die beiden bedeutsamsten Koordinaten seiner Zeit. Im Denken und Handeln dieses glänzenden Schriftstellers, Naturforschers, Entdeckers, Übersetzers, Zeichners und entschiedenen Revolutionärs berühren sich die beiden Schlüsselbegriffe jener Zeit auf spektakuläre Weise: ›Natur‹ und ›Revolution‹. Forster hat auf seiner Weltumsegelung mit James Cook eine unfassbar reiche Anschauung der Natur gewonnen. Und er stand im Zentrum des politischen Geschehens, als er – inspiriert von der Französischen Revolution – 1793 die ›Mainzer Republik‹ ausrief, die erste Republik auf deutschem Boden. Niemand ist auf vergleichbare Weise das erfahrungsgetriebene Experiment eingegangen, die Natur mit dem Politischen im Zeitalter der Aufklärung kurzzuschließen. Die Funken, die Forster aus seinen Leitvorstellungen von ›Freiheit‹ und ›Naturgewalt‹ schlug, erhellten für einen Weltaugenblick die Aussicht, es könne so etwas wie natürliche Revolutionen geben.

Georg Forster hat seinen Anteil an der Begründung einer politischen Moderne, auch wenn seine Visionen an den Realitäten zerschellten. Das Leben dieses Schwärmers und Euphorikers, dieses Verzagenden und an sich selbst Verzweifelnden, die Biographie dieses Sprachkünstlers und zur Tat Entschlossenen, des hochtalentierten Taugenichts, der die Welt kannte und in ihr nicht recht Fuß zu fassen vermochte, dieses Leben fällt scheinbar auseinander in lose Scherben: hier der Naturforscher, der mit James Cook die Enden der Welt erkundete, dort der Revolutionär mit republikanischer Gesinnung. Oft wird nur der eine oder der andere Aspekt seines Lebens in den Blick genommen. Meist überwiegt die Faszination, die die anschaulichen Beschreibungen seiner Reiseerlebnisse ausüben. Lediglich die Biographen nehmen sich beider Lebensschwerpunkte an, in chronologischer Reihenfolge, ohne aber das eine mit dem anderen recht in Verbindung zu setzen. Dabei gehört bei Forster beides untrennbar zusammen: die Naturwahrnehmung und die Politik, die An-

schauung der Welt und die Revolution der Freiheit. Das will ich in diesem Buch zeigen: Georg Forster war Naturforscher und Revolutionär in einem, eingebunden in das deutsche Geistesleben seiner Zeit.<sup>6</sup> Inspiriert durch seinen Blick auf die erfahrbare Natur während seiner Reise um die Welt, hat der Heimgekehrte eine neue Ordnung des Politischen verwirklichen wollen – eine Ordnung, die ihm natürlich schien. Mit dem Begriffspaar Freiheit und Naturgewalt hält man den Ariadefaden in den Händen, der durch das Labyrinth von Forsters unstemem Leben führt: von den frühen Naturwahrnehmungen zur politischen Revolution. Forsters Lebensleistung besteht nicht nur in der Umrundung der Erde an Bord eines umgebauten Kohlefrachters, sondern auch darin, die alte Welt hinter sich gelassen zu haben und in die politische Moderne aufgebrochen zu sein.

Ein erster Seitenblick mag dem von Forster unterstellten Zusammenhang von Natur und politischer Freiheit seine ideengeschichtliche Exotik nehmen. Johann Gottfried Herder hat in seinen *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* die Naturgeschichte in den Rang einer Vorgeschichte der menschlichen Kultur zu heben versucht. Nachdem er die Erde und ihre Stellung im Weltganzen erläutert und die Tier- und Pflanzenwelt beschrieben hat, wendet er sich in seinem Geschichtspanorama dem Einfluss der klimatischen Bedingungen auf die menschlichen Gesellschaften zu und illustriert Unterschiede durch einen vergleichenden Blick auf arktische, afrikanische und amerikanische Völker. Schon hier erfährt der Zusammenhang von Natur und Kultur eine Betonung: »In der physischen Natur zählen wir nie auf Wunder: wir bemerken Gesetze, die wir allenthalben gleich wirksam, unwandelbar und regelmäßig finden; wie? und das Reich der Menschheit mit seinen Kräften, Veränderungen und Leidenschaften sollte sich dieser Naturkette entwinden?«<sup>7</sup> Die griechische Kultur – so Herders prägnantestes Beispiel – habe sich nur unter der mediterranen Sonne entwickeln können. »Die ganze Menschengeschichte ist eine reine Naturgeschichte menschlicher Kräfte, Handlungen und Triebe nach Ort und Zeit.«<sup>8</sup> Die unterstellte Gesetzmäßigkeit eines natürlichen Einflusses auf die Entwicklung der Kultur verleitet Herder aber nicht dazu, die menschliche Freiheit zu verleugnen. Das Klima, das er als den prägendsten Einfluss auf die Kulturrevolution anführt, »zwinget nicht, sondern es neiget«.<sup>9</sup> Die natürlichen Einflüsse machen die Völker geneigt, ihre jeweiligen Kulturen auszubilden. Aber es bleibt dabei: Der Mensch ist frei, und die

Kultur ist Ausdruck ebendieser Freiheit. Aber der Mensch ist nicht so naturunabhängig, wie das Ideal einer autonomen Vernunft im Zeitalter der Aufklärung zu suggerieren scheint.

Derartige Überlegungen waren nicht ungewöhnlich. Bereits Jean-Jacques Rousseau ging davon aus, dass wir »in jedem Klima natürliche Voraussetzungen« haben, »nach denen man die Form der Regierung bestimmen kann.«<sup>10</sup> Und Montesquieu hatte den »allgemeinen Geist« einer Nation – den *esprit général* – aus der Religion, den Gesetzen, den Regierungsgrundsätzen, den Beispielen der Vergangenheit, den Sitten und Verhaltensweisen und – an erster Stelle genannt – aus dem Klima hervorgehen lassen.<sup>11</sup>

Forster dachte ähnlich. Er glaubte eine »Abwechslung der Jahreszeiten ... in moralischer Beziehung« zu erkennen.<sup>12</sup> Die »*Kenntniß der Natur*«, so führt er aus, sei daher nicht allein für die Erhaltung und Pflege des physischen Lebens erforderlich, sondern auch für die »Bildung des Geistes und Herzens.«<sup>13</sup> Schließlich habe »alles Moralische bei uns wohl irgend wo seinen sichern Grund im Physischen.«<sup>14</sup> Das liest sich harmlos, doch diese Formulierung birgt eine radikale Naturanthropologie: Wenn die Natur dem Menschen in verschiedenen Regionen der Erde unterschiedliche Bedingungen auferlegt, wie wirken sie sich dann auf die Ausbildung der menschlichen Anlagen aus? »Würde der Neger«, so fragt Forster, »der seine Nachkommenschaft, nach England verpflanzt, nicht ein anderes System von Anlagen erhalten? Und *vice versa* der Europäer in heißen Ländern?«<sup>15</sup> Wie Herder spekuliert Forster mit Hilfe einer physischen Anthropologie über die Variabilität der ausgebildeten Gestalt des Menschen. Gibt es aber, so die zentrale Frage, eine aufzuspürende Gesetzmäßigkeit, welche eine Ordnung in der Variation zu erfassen und den Einfluss der Natur auf die Kultur zu bestimmen hilft? Ist ein Konstitutionsprinzip des Politischen zu entdecken, das nicht allein »den Geist der Gegenwart, sondern auch die Zeichen der Zukunft zu enträthseln«<sup>16</sup> hilft?

Für Forster waren dies keine wissenschaftlichen Fragen jenseits des politischen Geschehens seiner Zeit. Er entwarf seine Naturanthropologie in pragmatischer Absicht. Um die Entwicklungsverhältnisse der verschiedenen Völker zu fassen, plante er ein *Handbuch der Naturgeschichte*, das er zwar nie geschrieben hat, für das aber ein erstes Schema erhalten geblieben ist. Darin stellt er sich die Frage: »Ist es nicht merkwürdig, daß bey den *Inselbewohnern*, den Malayan, die Feudalverfaßung, als ers-

ter Schritt zu einer Art von Volksfreyheit, angetroffen wird?«<sup>17</sup> Hat das Klima, so muss man fragen, Einfluss auf den Freiheitsdrang der Menschen? Ist die Natur ein Fundament des Politischen? Welche Wechselverhältnisse bestehen zwischen Natur und Politik?

Das alles mag abwegig erscheinen, zumal sich aus heutigem Blickwinkel in den Revolutionen der Neuzeit die Idee einer Volkssouveränität Bahn gebrochen hat, die dem Vorbehalt einer Naturabhängigkeit zu widersprechen scheint. ›Freiheit‹ war die Parole der Zeit, und Immanuel Kant, der prägendste Kopf der deutschen Aufklärung, wusste Freiheit und Natur in einen scharfen Kontrast zu setzen: Wo Natur ist – und sei es in unseren Neigungen –, ist keine Freiheit. Sie findet sich für ihn nur jenseits der Natur. Mit einem Wort: Freiheit ist Selbstbestimmung. Ein erwachendes Bürgertum forderte daher für sich zunächst ›bürgerliche Freiheit‹: Der private Lebensraum sollte vor Übergriffen des Staates geschützt werden. In zunehmendem Maße verlangte es dann aber auch ›politische Freiheit‹ als Partizipation an den politischen Entscheidungen, insbesondere der Gesetzgebung. Die Revolutionen wurden als die historischen Bezeugungen des unveräußerlichen Rechts auf politische Selbstbestimmung der Völker verstanden.

Dabei war dem 18. Jahrhundert der Gedanke eines von der Natur inspirierten, von ihr mitbestimmten politischen Handelns, einer Revolution *au nom de la nature* durchaus vertraut.<sup>18</sup> Einen einheitlichen Begriff der ›Natur‹ wird man dieser Epoche freilich nicht unterstellen dürfen. Zu Recht hat man darauf verwiesen, ›Natur‹ sei in der Aufklärung »ein Sammelbegriff für verschiedenste Wünsche nach Veränderung und ein Kampfbegriff gegen kritikwürdige Zustände«<sup>19</sup> gewesen. Und man hat herausgestellt, »daß sich im Umkreis der Französischen Revolution deren Befürworter wie Gegner auf die Natur berufen konnten.«<sup>20</sup> Die *Encyclopédie* von Diderot und d’Alembert enthält Artikel über die *Liberté naturelle* und die *Égalité naturelle*, die den Aufstand gegen despotische Unterdrückung natürlich erscheinen ließen. Saul Ascher war davon überzeugt, »daß eine politische Revolution eben eine solche Naturerscheinung sei, als manche andere.«<sup>21</sup> Der »in der Natur gegründete Gang des menschlichen Geistes«<sup>22</sup> stehe im Widerspruch zu despotischen Staaten, denn diese handeln »ganz dem Zwecke der Natur zuwider, und es muß eine Revolution erfolgen.«<sup>23</sup> Für Edmund Burke dagegen, einen entschiedenen Gegner des französischen Umbruchs, war mit der Revolution »alles aus dem Geleise der Natur gewichen.«<sup>24</sup> Mit

der Lizenz einer »wilden Sittenlosigkeit« habe die französische Nation eine »heillose unselige Verderbnis«<sup>25</sup> heraufbeschworen und »grausamer, ausgelassener, wütender rebelliert« als je ein Volk vor ihr: »Dies war unnatürlich.«<sup>26</sup>

Dabei wollten die Revolutionäre gerade der Natur angesichts der dekadenten Auswüchse der modernen Zivilisation wieder zu ihrem Recht verhelfen. Das Pflanzen von »Freiheitsbäumen«, geschmückt mit den Bändern der Trikolore und mit einer Freiheitsmütze versehen, war das anschauliche Symbol einer natürlichen Erneuerung der Gesellschaft durch ein freies Wachstum ihrer Kräfte. Rund 60 000 solcher der Freiheit gewidmeten Bäume sollen im revolutionären Frankreich zur »Wiedereingliederung des Gemeinwesens in die Natur im Zeichen heiliger Haine«<sup>27</sup> gepflanzt worden sein. Befürworter wie Gegner der Revolution wähten also die Natur auf ihrer Seite.

Die Natur – sei es als Natur des Menschen, als natürliche Gesellschaft oder als Natur »an sich« – erwies sich als flexibel genug, um den jeweiligen und sich durchaus widersprechenden politischen Vorstellungen angepasst zu werden. Das machte den Begriff der Natur in seiner Mehrdeutigkeit zu einem explosiven Argument. Durch die Reibungen des in sich zerstrittenen Zeitgeistes war er gleichsam elektrostatisch aufgeladen. Wer die Natur auf seiner Seite hatte, konnte entschieden fordern, was nicht in seiner Hand zu liegen schien. Die Natur wurde zu einer legitimierenden Kraft für Ansprüche und Einsprüche in allen Bereichen des Lebens. Joseph Joubert hat mit zeitdiagnostischem Gespür am 10. Juni 1800 in sein *Carnet* notiert, »Natur« sei vielleicht zu einem der gefährlichsten Worte in der französischen Sprache geworden: »un des mots les plus dangereux dans la langue française«.<sup>28</sup>

Auch Forster hat seinem Naturbegriff eine rigorose Vorstellung der gesellschaftlichen Entwicklung entnommen, die jeden Theoretiker des Politischen, der auf den Zusammenhang von Praxis und Vernunft setzt, nervös werden lässt. In Forsters Schriften findet sich eine Bemerkung über die Natürlichkeit der Großen Revolution der Franzosen, die leicht zu überlesen und doch von zentraler Bedeutung ist: »Ihre Revolution«, heißt es in den *Erinnerungen aus dem Jahr 1790*, »machte sich von selbst ...«<sup>29</sup> In ihr ist eine Kraft am Werk, derer wir nicht Herr werden. Die Revolution vollzieht sich für Forster als Naturgewalt, die sich unaufhaltsam Bahn bricht: Die Natur ist – bis in das politische Geschehen hinein – das über uns verhängte Schicksal. Noch in seinem vorletzten



Brief, vom 29. Dezember 1793, wenige Tage vor seinem Tod, schreibt er: »Die Revolution ist ein Orkan, wer kann ihn hemmen? Ein Mensch, durch sie in Thätigkeit gesetzt, kann Dinge thun, die man in der Nachwelt nicht vor Entsetzlichkeit begreift. Aber der Gesichtspunkt der Gerechtigkeit ist hier für Sterbliche zu hoch. Was geschieht, *muß* geschehen. Ist der Sturm vorbei, so mögen sich die Ueberbleibenden erholen, und der Stille freuen, die darauf folgt.«<sup>30</sup> Sind derartige Passagen lediglich Ausdruck rhetorischer Überheblichkeit? Oder sind sie ernster zu nehmen, als der erste Eindruck glauben macht? Die starken Metaphern einer naturgewaltigen Revolution entspringen der Konsequenz eines Denkens, das zwischen Natur und Politik keine unüberwindbare Grenze gelten lässt.

Sucht man nach einem Fürsprecher, der dieser wagemutigen These Kredit verleihen kann, bei Goethe wird man fündig. Ausgerechnet Goethe! Als Gegner der Revolution hat er an ihr das Unnatürliche getadelt, da sie seinem Ideal eines allmählichen Wachstums fruchtbarer Kräfte nicht genügte. Seine politischen Leitideen waren mit den Entwicklungsprozessen der Natur abgeglichen. Und doch sieht auch er an der Französischen Revolution und dem Schicksal des hingerichteten französischen Königs, Ludwig XVI., eine »Naturnothwendigkeit« am Werk, »Natur und nichts von dem was wir Philosophen so gern Freyheit nennen möchten«.<sup>31</sup> Darauf wird zurückzukommen sein.

Für Forster sollten sich die Schlussfolgerungen, die er aus der Natürlichkeit der politischen Aktion zu ziehen bereit war, als katastrophal erweisen. Schlimmer noch: Zum Schluss verstand er die Welt des Politischen nicht mehr. Die Natur ließ ihn im Stich. Sein Erfahrungs- und Denkweg hat ihn von der Anschauung der Natur zu einer Radikalität im politischen Handeln geführt, die auf nachhaltige Ablehnung stieß und ihn zu einem Geächteten machte. Sein eigener Vater wollte – wenn man der Überlieferung von Forsters Frau Therese trauen darf – »seinen Sohn am Galgen sehen«.<sup>32</sup> Wenige blieben am Ende treu. »So hat der arme Forster denn doch auch seine Irrthümer mit dem Leben büßen müssen! Wenn er schon einem gewaltsamen Tode entging!«, schrieb Goethe nach der Nachricht von Forsters Tod. Er habe ihn »herzlich bedauert«.<sup>33</sup>

Der Dank, den wir denen abzustatten haben, die in eine Sackgasse des Denkens gelaufen sind, gründet darin, dass wir den Weg nicht zu wiederholen gezwungen sind. Forsters Schriften sind als die biographischen Dokumente eines sich entfaltenden Denkens zu lesen,

das einen unvergleichlichen Reichtum an Erfahrungen zu reflektieren und in politische Handlungen umzumünzen unternahm. Nicht um den persönlich-privaten Werdegang geht es im Folgenden.<sup>34</sup> Die wenigen Lebensjahrzehnte – Forster wurde nur 39 Jahre alt – sollen vielmehr mit der Absicht durchschritten werden, eine ›Entwicklungsbiographie‹ nachzuzeichnen, die um den Zusammenhang von Erfahrung und Handlung, Erlebnis und Denken, Natur und Politik kreist.

Dabei scheint es mir ratsam, mit Forster so umzugehen, wie es Hans Stilette mit Michel de Montaigne bravourös vorgemacht hat – und folglich »auf seine Lebendigkeit lebendig einzugehen, erzählend aufs Erzählte«.<sup>35</sup> Nicht von ungefähr hat Forster, der ein brillanter Briefschreiber war, auch in seinen Büchern die Briefform favorisiert, »weil sie dem Leser die Handlungen besser vergegenwärtigt«.<sup>36</sup> Forster hat den Leser stets im Blick und sucht ihn mittels einer unverstellten, eleganten wie lebendigen Prosa zu erreichen. Er ist stets auf Wirkung bedacht. Seine Schriften erscheinen daher als eine dialogische Fortsetzung seiner Korrespondenz. Die Reiseberichte bieten »Naturgemälde, die nicht in dürre Nomenclatur ausarten«,<sup>37</sup> und grundsätzlich bestimmt die lebendige Erzählung die Form seines Denkens, von der *Voyage round the World* bis zur *Darstellung der Revolution in Mainz*. Will man Forster auf die Spur kommen, hat man ihm darin zu folgen.

Dabei war Forster ein unermüdlicher Leser, der sich im Laufe der Jahre auch intellektuelle Kontinente erschloss. Für ein »dickes Buch«, das er zu schreiben plane, heißt es einmal, liege ihm »ein Ozean von Citaten in Bereitschaft«.<sup>38</sup> Dem, der über Forster schreibt, geht es nicht anders. Gern werde ich Forster den Vortritt lassen, ihm ausführlich das Wort erteilen und an Zitaten nicht sparen – er ist der ungelesene Klassiker der deutschen Geistesgeschichte. Es lohnt sich, ihn im Wortlaut kennenzulernen.<sup>39</sup> Mit Hilfe von Zitat-Collagen, die signifikante Äußerungen zu einem bedeutsamen Aspekt zunächst aus dem zeitlichen Umfeld einer behandelten Schrift heranziehen – vornehmlich aus dem umfangreichen Briefwechsel Forsters und seinen Tagebüchern –, dann aber auch weit ausgreifend aus dem gesamten Werk, soll das Profil seiner Erfahrungen und Reflexionen hervortreten.

Forster war kein ideenangetriebener Akteur. So tiefgreifend seine Erlebnisse waren, so entschieden handelte er: Erfahrung und Handlung bildeten für ihn »die großen Schulen der Menschheit«.<sup>40</sup> Sein Denken suchte zwar beides zu fassen, aber man tut gut daran, ihn nicht zugun-

ten der Prägnanz einer Theorie oder gar einer ›Position‹ resümieren zu wollen. Forster war kein geschulter Theoretiker, kein Philosoph – er erlaubte sich, auf seine »unphilosophische Art zu philosophiren«.41 Sein bevorzugtes literarisches Genre war der Essay.42 Das essayistische Denken ermöglichte ihm Reflexion ohne Systemzwang und Anregung ohne widerspruchsfreie Stringenz. Letztendlich diente ihm der Essay der Erziehung des Lesers zur Mündigkeit, hat er doch dialogisch auf das Vorgetragene zu reagieren, ohne es ungeprüft übernehmen zu können oder zu müssen.43 Forster hat dieses emanzipatorische Ausloten von Denkmöglichkeiten virtuos beherrscht. Das hat auch Friedrich Schiller anerkannt, der Forster in vielem nicht zustimmen mochte: »Aber auch seine unhaltbarsten Meinungen sind mit einer Eleganz und einer Lebendigkeit vorgetragen, die mir einen ausserordentlichen Genuss beym Lesen gegeben hat.«44

Man sollte also nicht der Versuchung erliegen, Forster durch eine nachträgliche Systematisierung nobilitieren zu wollen. Er nahm durchaus das »edle Vorrecht« des Menschen in Anspruch, »inkonsequent und inkalkulabel zu seyn!«45 Dabei waren ihm seine Grenzen durchaus bewusst: »Ich bin aber nur ein sehr geringer Mensch, und durch meine Natur, durch Erziehung, Schicksale und Kränklichkeit so besonders modificirt und eingeschränkt, dass mein Können mit dem Wollen nicht harmonirt.«46 Forster hat sich in einer Zeit, die so gern vom ›Genie‹ sprach, als durchschnittlich begriffen. Außergewöhnlich aber waren seine vielfältigen Anschauungen von der Welt, seine Verstrickungen in die Läufe des politischen Zeitgeschehens und schließlich seine Wortgewandtheit, all das in eine wunderbar erzählerische Sprache fassen zu können.

Im Grunde war er – als es ihn um die Welt verschlug – ein unbeschriebenes Blatt. Gerade einmal 17 Jahre alt, ging er an Bord der *Resolution*, und es brauchte ein Leben, um die Eindrücke dieser Reise zu verkraften. Die praktische Erforschung der Natur, führt er im späten Rückblick aus, erfordere »Muße, Hülfsmittel und Gelegenheiten, die nur durch einen besondern Glückswurf uns zu Theil werden können. Meine Jugendjahre waren diesem beglückenden Geschäfte geweiht; der größte Schauplatz, den ein Mensch betreten kann, um die Wunder des objektiven Daseyns zu beschauen, that sich mir auf: ich umschifte die Erde. Ich verdanke dieser Schifffahrt die Entwicklung einer Anlage, welche von Kindheit an meine Richtung bestimmte, nämlich eines Bemühens, meine Begriffe

zu einer gewissen Allgemeinheit zurückzuführen, sie zur Einheit zusammenzubinden und dadurch der Ahndung des Ganzen mehr Leben und konsequente Wirklichkeit in mir selbst zu verschaffen.«<sup>47</sup> Diese ›Ahndung des Ganzen‹ verträgt keine Spezialisierung, kein vorschnelles Erkenntnisinteresse, kein systematisches Raster. Es geht daher im Folgenden vornehmlich darum, die ›Entwicklung einer Anlage‹ nachzuzeichnen, die Forster im Laufe seines Lebens von der Anschauung der Natur zur politischen Revolution gebracht hat. Diese Entwicklung führte ihn zugleich über die Schwelle, die zwischen der alten Welt und der politischen Moderne liegt.

Indem ich seine erfahrungsgetriebene Denkbiographie anhand seines umfangreichen Werkes abschreiten werde: seine bedeutenden Bücher wie die vielen anregenden, mitunter entlegenen Aufsätze, seine Rezensionen und Reden, seine Tagebücher und schließlich seine mehr als tausend Briefe, werden sich sein Denken kartographieren und die Meridiane seines Lebens bestimmen lassen.

New York, im Oktober 2012

J. G.

kritisch und ohne Überheblichkeit einzuschätzen gewusst. Hatte er etwas erlebt, konnte er darüber schreiben. Blieben die Erfahrungen aus, erlahmte seine Feder. Er war nicht erfinderisch, hatte keine blühende Phantasie, war kein Erschaffer literarischer Welten. »Ich weiß nicht ob ich je wieder etwas *eignes* schreibe«,<sup>55</sup> heißt es einmal. All sein Schreiben – zumindest, wenn es von Rang sein sollte – war anschauungsabhängig. Als er registrierte, dass mit der Niederschrift seiner *Reise um die Welt* der entscheidende Antrieb seines Schreibens weggefallen war, wurde die Idee der Wiederholung zur Verheißung: »Das sehe ich wohl ein, daß ich der Welt nützlicher seyn würde, wenn ich *noch eine* große Reise thun, unbefangen sehen, und das Gesehene ehrlich aufzeichnen könnte ...«<sup>56</sup> Dazu ist es nicht gekommen. Aber der Wunsch verweist auf die Quelle der Forster'schen Erzählkunst: die Erfahrung der Welt.

### *Das Meer*

Die Irrfahrt des Odysseus muss als Bestrafung eines Frevels begriffen werden. Über Jahre ist Odysseus dazu verdammt, den Mächten des Meeres schutzlos ausgeliefert zu sein, ohne die ersehnte Heimat erreichen zu können, da er nach den Vorgaben der antiken Kosmologie einen unerhörten Schritt getan hat: Seine Odyssee ist die Folge einer Grenzverletzung. Wer sich auf das Meer hinauswagt, lässt jenen Lebensbereich hinter sich, der für den Menschen bestimmt ist. »Unter den elementaren Realitäten, mit denen es der Mensch zu tun hat«, so Hans Blumenberg, »ist ihm die des Meeres – zumindest bis zur späten Eroberung der Luft – die am wenigsten geheuere. Für sie sind Mächte und Götter zuständig, die sich der Sphäre bestimmbarer Gewalten am hartnäckigsten entziehen. Aus dem Ozean, der den Rand der bewohnbaren Welt umgibt, kommen die mythischen Ungeheuer, die von den vertrauten Gestalten der Natur am weitesten entfernt sind und von der Welt als Kosmos nichts mehr zu wissen scheinen. Zum Unheimlichen solcher Art gehört auch, daß die den Menschen seit jeher unüberbietbar erschreckende der Naturerscheinungen, das Erdbeben, in die mythische Zuständigkeit des Meeresherrn Poseidon gehörte.«<sup>57</sup> Zur See zu fahren bedeutet immer auch, den festen Boden unter den eigenen Füßen zu verlassen. Das darf man metaphorisch nehmen: Das Meer ist der Inbegriff der Unwägbarkeiten.

Zur Geschichte der erfolgreichen Erweiterung des Lebensraums des Menschen gehört die Leistung, schon in der Antike das Mittelmeer erfolgreich in den eigenen Kulturraum integriert zu haben.<sup>58</sup> Die Römer nannten das Mittelmeer *mare nostrum* – »unser Meer«, nicht allein um den Machtanspruch auf ein Territorium zu bezeichnen, sondern um zugleich der Vertrautheit mit dem Meer Ausdruck zu verleihen. Der Mittelmeerhandel, die Fischerei, selbst die Seekriege waren versuchte ›Humanisierungen‹ des Meeres, die jenseits des mediterranen Einzugsgebietes rasch an Kraft einbüßten. Das Befahren des Ozeans galt lange Zeit als eine Ungeheuerlichkeit. Die ›Säulen des Herkules‹ – jene Meeresecke bei Gibraltar, die das Mittelmeer vom Atlantik trennt – waren der Inbegriff der Grenze jener Welt, in der sich zu bewegen dem Menschen angeraten war. Jenseits dieser Grenze wartete das Unbekannte, und wer es nicht fürchtete, machte sich des Leichtsinns schuldig. Noch die alttestamentliche Erzählung vom Leviathan, jenem Meeresungeheuer, dem einzig und allein Gott Einhalt zu gebieten vermag, verweist auf die Schwelle, die man überschreitet, sobald man den Nahbereich des alles in allem überschaubaren Mittelmeeres hinter sich läßt.

Von all dem muss der junge Georg Forster nichts gewusst haben, um dennoch beim Verlassen des Hafens von Plymouth am 13. Juli 1772 das Besondere dieses Moments verspürt zu haben. Nicht zuletzt läßt der Siebzehnjährige Mutter und Geschwister zurück, ohne sichere Aussicht auf ein Wiedersehen: »Ich kehrte einen Abschieds-Blick gegen Englands fruchtbare Hügel zurück, und lies dem natürlichen Gefühl der Verbindungen, woran mich diese Aussicht erinnerte, freyen Lauf«<sup>59</sup> – ihm kamen die Tränen. Der Leuchtturm von Eddystone, mitten im Meer auf einem Felsen gebaut, ist das letzte Zeugnis der Alten Welt, das er bis zum Verschwinden hinter dem Horizont angeschaut haben mag. Es war eine Reise ins Ungewisse. Nicht nur die eigene Rückkehr war alles andere als sicher, auch das Wiedersehen mit den Zurückgelassenen schien ungewiss. »Wer Verwandte, oder Eltern hinterlassen hatte«, wird Forster gegen Ende der Reise schreiben, »befürchtete, daß einige in seiner Abwesenheit gestorben seyn möchten; und es war nur zu wahrscheinlich, daß dieser Zeitraum viele schätzbare Verbindungen aufgelöset, die Zahl unsrer Freunde gemindert, und uns den Trost und die Annehmlichkeiten ihres Umgangs entrissen haben würde.«<sup>60</sup> Doch als sie das offene Meer erreichen, wischt er diese Befürchtungen zu Beginn der Reise beiseite. Bald, so heißt es im Reisebericht, gewannen die »Heiterkeit des

schönen Morgens, und die Neuheit unserer Fahrt, durch die noch glatte See« die Oberhand und zerstreuten »jene trüben Gedanken.«<sup>61</sup> Welche anderen Gefühle mag man sich beim Aufbruch ins Ungewisse auch sonst zugestehen, wenn es die Welt zu entdecken und dafür die eigenen Befindlichkeiten zurückzustellen gilt?

Die See blieb nicht lange ruhig, starker Wellengang kam auf, und Forster, der bislang nur die Ost- und Nordsee befahren hatte, ist sterbenselend zumute, er wird seekrank. Noch auf späteren Seereisen wird er von Übelkeit heimgesucht: »The Seasickness has something dreadful in it; it made me indifferent to everything in the world.«<sup>62</sup> An den Wellengang konnte er sich schließlich gewöhnen. Das Bewusstsein für die Gefährlichkeit der Cook'schen Expedition ist ihm aber zu keinem Zeitpunkt abhandengekommen. Schon im Hafen von Plymouth war es beinahe zur Katastrophe gekommen. Die voll beladene *Resolution* hatte sich losgerissen und trieb auf Felsen zu, an denen sie zu zerschellen drohte. Im letzten Moment gelang es den Seeleuten, Segel zu hissen und die Katastrophe abzuwenden. »Und wie oft haben wir uns nicht im Verfolg dieser Reise in so gefährlichen Umständen befunden, wo alle menschliche Hilfe vergeblich gewesen seyn würde, wenn unser besseres Schicksal nicht unter einer höhern Aufsicht gestanden hätte, ohne welche kein Haar von unserem Haupte fällt?«<sup>63</sup> Mag im Rückblick die Weltumseglung unter der »Leitung der göttlichen Vorsehung«<sup>64</sup> gestanden haben – einstweilen zeigt sich für Forster auf beunruhigende Weise, dass ein derartiges Unternehmen »auf eine höhere Macht«<sup>65</sup> angewiesen ist und nicht allein in des Menschen Hand liegt.

Forsters Beschreibungen der Stürme, denen ihr Schiff während der drei Jahre standzuhalten hat, lesen sich wie Darstellungen eines Kampfes. Als wollte das Meer die Eindringlinge für ihre Grenzüberschreitung bestrafen, spielt es mit ihnen wie eine Katze mit der Maus: »Der Ocean um uns her war wütend, und schien über die Keckheit einer Hand voll Menschen, die es mit ihm aufnahmen, ganz erboßt zu seyn«,<sup>66</sup> schreibt Forster über einen Sturm im Januar 1774. Während dieses Sturms »schlug, des Abends um 9 Uhr eine berghohe Welle mitten übers Schiff und füllte die Verdecke mit einer Sündfluth von Wasser. Es stürzte durch alle Öffnungen über uns herein, löschte die Lichter aus und ließ uns einige Augenblicke lang ungewiß, ob wir nicht ganz überschwemmt, schon zu Grunde giengen.«<sup>67</sup> Als Spielball der Wellen entgeht die *Resolution* oftmals nur knapp dem Schiffbruch.

Einen Sturm im Oktober 1773 vor Neuseeland schildert Forster, als habe sich das Meer entschlossen, sich der Entdecker zu entledigen. In einer längeren Passage malt Forster die Dramatik auf See aus, indem er sie dem Leser in flirrenden Sätzen atemlos vor Augen führt: »Ohnerachtet wir uns ziemlich dicht an der Küste hielten und daselbst von den hohen Bergen hätten Schutz haben sollen; so rollten die Wellen gleichwohl so lang und stiegen so entsetzlich hoch, daß sie, bey dem Brechen, durch den Sturm völlig zu Dunst zerstäubt wurden. Dieser Wasserstaub breitete sich über die ganze Oberfläche der See aus, und da kein Wölkchen am Himmel zu sehen war, die Sonne vielmehr hell und klar schien, so gab die schäumende See einen überaus blendenden Anblick. Endlich ward der Wind so wütend, daß er uns vollends das einzige Seegel zerriß, welches wir noch aufgespannt zu lassen gewagt hatten. Nun waren wir ein vollkommenes Spiel der Wellen; sie schleuderten uns bald hier, bald dorthin, schlugen oft mit entsetzlicher Gewalt über dem Verdeck zusammen und zerschmetterten alles was ihnen im Wege war. Von dem beständigen Arbeiten und Werfen des Schiffs litt das Tau- und Takelwerk ungemain, auch die Stricke, womit Kisten und Kasten fest gebunden waren, gaben nach, und rissen endlich los, so daß alles in der größten Verwirrung vor und um uns her lag. Als das Schiff einmal außerordentlich stark rollte, riß auch der Gewehrkasten der auf dem Verdeck des Hintertheils befestigt war, los, und stürzte gegen das Seiten-Geländer, an welchem sich einer unserer jungen Reisegefährten, Herr *Hood*, so eben hingestellt hatte. Kaum blieb ihm so viel Zeit übrig, sich niederzubücken, doch würde auch das ihn nicht gerettet haben, wenn nicht der Kasten schräg gegen das Geländer gefallen und unterhalb ein hohler Zwischenraum geblieben wäre, in welchem Herr *Hood* glücklicherweise unbeschädigt blieb. So wild es solchergestalt auch mit den Elementen durcheinander gieng, so waren die Vögel doch nicht ganz weggescheucht. Noch immer schwebte über der brausenden aufgewühlten Fläche der See hie und da ein schwarzer Sturmvogel hin, indem er sich hinter den hohen Wellen, sehr künstlich gegen den Sturm zu schirmen suchte. Der Anblick des Ozeans war prächtig und fürchterlich zugleich. Bald übersahen wir von der Spitze einer breiten schweren Welle, die unermeßliche Fläche des Meers, in unzählbare tiefe Furchen aufgerissen; bald zog uns eine brechende Welle mit sich in ein schroffes fürchterliches Thal herab, in dem der Wind von jener Seite schon wieder einen neuen Wasserberg mit schäumender Spitze herbey führte und das Schiff damit zu bedecken



drohte. Die Annäherung der Nacht vermehrte diese Schrecken, vornehmlich bey denenjenigen, die nicht von Jugend auf an das See-Leben gewohnt waren.«<sup>68</sup>

Die Gefahr nahm zu, als die *Adventure* außer Sicht geriet. Aus Sicherheitsgründen war Cook mit zwei Schiffen gestartet, nun musste die Besatzung der *Resolution* vergegenwärtigen, »daß wir nunmehr auf diesem ungemessenen, unbefahrenen Ocean, allein seegeln mußten.«<sup>69</sup> Der erhoffte Triumph einer Heimkehr macht vergessen, wie unwahrscheinlich eine Rückkehr war. Mit einem umgebauten Kohlefrachter eine Weltreise anzutreten, war keine Kleinigkeit. Auf sich allein gestellt, erhöhte sich das Risiko, durch Beschädigungen am Schiff manövrierunfähig zu werden. Nach der Abreise von Neuseeland im November 1774 entdeckten sie ein Leck, »doch machten wir uns darüber keine Unruhe, weil das Wasser innerhalb acht Stunden, nicht mehr als fünf oder sechs Zoll im untersten Raume anließ«,<sup>70</sup> schreibt Forster beschwichtigend im Rückblick. Einmal ist ein Unwetter so stark, dass Cook eine kupferne Kette an die Spitze des Mastes befestigen und über die Reling des Schiffes ins Meer hängen lässt, als »ein erschrecklicher Blitz ausbrach, der an der ganzen Kette sichtbar hinab lief, und unmittelbar von einem fürchterlichen Donnerschlage begleitet wurde. Das ganze Schiff erbebt davon dermaßen, daß nicht nur alle am Bord befindlichen Tahitier, sondern auch wir andern, äußerst erschracken.«<sup>71</sup>

Der Seegang war mitunter so hoch, dass sich das Schiff bis zu 40 Grad neigte.<sup>72</sup> Einmal wurden sie auf eine Insel zugetrieben, deren Küste aus »schwarzen, hohen, beynahe senkrechten Felsen bestand.«<sup>73</sup> Da kein Wind ging, waren sie dem Spiel der Wellen ausgesetzt: »Die Wellen tummelten das Schiff wie im Kreyse herum, so, daß es bald der Queere, bald mit dem Vorder- dann wieder mit dem Hinter-Theile nach dem Ufer zugekehret wurde. Wie hallte das Geräusch der tobenden Wellen so fürchterlich vom Felsen zurück! Schrecklicher war uns das Getöse der Brandung noch nie vorgekommen, denn noch nie hatte sie uns mit so augenscheinlicher Gefahr bedrohet. Endlich trieb uns die Strömung, zwar knapp genug, doch ohne Schaden bey dem Lande vorüber.«<sup>74</sup>

Was erst im 20. Jahrhundert »existenzielle Grenzerfahrung« heißen wird, war auf der dreijährigen Reise um die Welt ein wiederholtes Erlebnis. Die Achillesferse der Expedition war – abgesehen von der Gesundheit der Besatzung – das Schiff. Die Rückkehr hing von der Unversehrtheit des Gefährts ab. Es löste einen Schock aus, als eines Abends

Feueralarm gegeben wurde: »Gegen 10 Uhr entstand Lärm, daß das Schiff in Brand gerathen sey! Eine so fürchterliche Nachricht verbreitete plötzlich ein allgemeines Schrecken; überall sahe man verstörte Gesichter, und es dauerte eine gute Weile, ehe die geringste Anstalt zum Löschen gemacht wurde. Der unvermuthete Anblick einer drohenden Gefahr läßt uns zu schneller Überlegung und thätiger Wirksamkeit gemeinlich nicht Stärke genug übrig. Gegenwart des Geistes und Entschlossenheit sind dann sehr schätzbare, aber eben so seltne Eigenschaften, und es war also kein Wunder, wenn sie unter der kleinen Anzahl von Personen, denen die Führung des Schiffes oblag, den mehresten fehlten. Doch kann es auch wohl für den Standhaftesten nicht leicht eine härtere Prüfung geben, als diese: sich in einem brennenden Schiffe zu befinden! Ein Sturm, selbst in der Nachbarschaft der gefährlichsten Küste, ist lange so schreckenvoll nicht, weil man da noch immer Hoffnung hat, wenigstens das Leben zu retten. Bey dem heutigen Feuerlärm war indessen der Schreck das meiste. In der ersten Bestürzung glaubten wir, daß es in einer Kammer, die voll Seegeltuch lag, ausgekommen wäre; es zeigte sich aber, daß in des Proviantmeisters Cajütte die Lampe nur ein Stückchen *Tahitischen* Zeuges ergriffen, und daß man, blos des entstandenen Dampfes wegen, ein größeres Unglück befürchtet hatte.«<sup>75</sup>

Die elementare Kraft der Gewalten schien entfesselt, als sie im Mai 1773 vier Wasserhosen beobachteten. Die dem Schiff am nächsten kommende war gerade einmal fünf Kilometer entfernt. In wenigen hundert Metern Abstand vom Schiff geriet das Meer »in heftige Bewegung«,<sup>76</sup> wie Forster berichtet: »Das Wasser kräuselte sich daselbst, aus einem Umfang von funfzig bis sechzig Faden« – etwa neunzig bis gute hundert Meter – »gegen den Mittelpunkt hin zusammen, und zerstäubte alsdenn in Dunst, der durch die Gewalt der wirblenden Bewegung, in Form einer gewundnen Säule gegen die Wolken empor getrieben wurde. Um diese Zeit fiel etwas Hagel aufs Schiff und die Wolken über uns hatten ein schrecklich schwarzes und schweres Ansehen.«<sup>77</sup> Sie konnten beobachten, »wie das Wasser innerhalb des Wirbels mit Gewalt aufwärts gerissen ward.«<sup>78</sup> Als die letzte Wasserhose in sich zusammenbrach, sahen sie einen Blitz, vernahmen aber keinen Donner. »Diese ganze Zeit über befanden wir uns in einer höchstgefährlichen und beunruhigenden Lage«, die selbst die »ältesten Seeleute verlegen«<sup>79</sup> machte.

Derartige Erlebnisse haben bei Forster ihre Spuren hinterlassen. Es ist nicht übertrieben zu sagen, das Meer habe ihn an die Grenze seiner

seelischen Belastungsfähigkeit gebracht. Das Meer ist für ihn zum Inbegriff von Tod und Vernichtung geworden. Er hat es überlebt.

Bei allen Gefahren blieben sie zumindest von Meeresungeheuern verschont. Zu den eindrucklichsten Erlebnissen der fremdartigen Tierwelt gehörte der Anblick von etwa dreißig Walen, von denen einer bis auf zweihundert Fuß an das Schiff herankam. Ungeachtet ihrer Größe, staunt Forster, »sahe man sie zuweilen ganz und gar aus dem Wasser springen, und dann fielen sie jedesmal mit gewaltigem Getöse zurück, so daß es um sie her schäumte.«<sup>80</sup>

Es gibt ein spätes Echo dieser Grenzerfahrungen. Im April 1790, Forster unternimmt mit Alexander von Humboldt eine Rundreise, sieht er nach zwölf Jahren bei Dünkirchen das erste Mal das Meer wieder. »Der Anblick weckt unzählige Vorstellungen!«,<sup>81</sup> schreibt er seiner Frau. Die Betrachtung der offenen See erschüttert ihn und löst Todesahnungen aus. Er, der Welterfahrene, fürchtet sich vor dem unbändigen Element, als hole ihn das Erlebnis mit aller Wucht ein, als junger Mensch an die Ränder des Lebens gesegelt zu sein. »Ich werde Dir nicht schildern können, was dabei in mir vorging«,<sup>82</sup> fährt er im zwanzigsten Kapitel seiner *Ansichten vom Niederrhein* fort, um seiner Frau und dem Leser doch von seinen Empfindungen zu berichten. »Dem Eindrucke ganz überlassen, den dieser Anblick auf mich machte, sank ich gleichsam unwillkürlich in mich selbst zurück, und das Bild jener drei Jahre, die ich auf dem Ocean zubrachte, und die mein ganzes Schicksal bestimmten, stand vor meiner Seele. Die Unermeßlichkeit des Meeres ergreift den Schauenden finstrier und tiefer als die des gestirnten Himmels. Dort an der stillen, unbeweglichen Bühne funkeln ewig unauslöschliche Lichter. Hier hingegen ist nichts wesentlich getrennt; ein großes Ganze, und die Wellen nur vergängliche Phänomene.«<sup>83</sup> Die Wellen »entstehen und thürmen sich, sie schäumen und verschwinden; das Unermeßliche verschlingt sie wieder. Nirgends ist die Natur furchtbarer, als hier in der unerbittlichen Strenge ihrer Gesetze; nirgends fühlt man anschaulicher, daß, gegen die gesammte Gattung gehalten, das Einzelne nur die Welle ist, die aus dem Nichtseyn durch einen Punkt des abgesonderten Daseyns wieder in das Nichtseyn übergeht, indeß das Ganze in unwandelbarer Einheit sich fortwälzt.«<sup>84</sup> Der einzelne Mensch ist ein Spielball der Natur, für einen kurzen Moment. Das mag die Einsicht gewesen sein, von der der todesgegenwärtige Forster in diesem Augenblick, am Ufer des Meeres stehend, überwältigt worden ist: Die Natur gibt alles, und sie nimmt

alles. Sie ist heilig und grausam, belebend und zerstörerisch. Gegen ihre Gewalt kommen wir nicht an. An seine Frau schreibt er von seinem Vor-satz, er gehe »nicht wieder zu Schiffe, bis ich nichts zu verlieren habe«. <sup>85</sup>

## Entfernungen

Noch im 16. und 17. Jahrhundert benötigte man mit einem Schiff im Durchschnitt ein bis zwei Wochen, um das Mittelmeer von Norden nach Süden zu durchqueren. Für eine Überfahrt von Westen nach Osten musste man zwei bis drei Monate rechnen. <sup>86</sup> Kalkulierbare Reisegeschwindigkeiten gab es nicht. Sturm oder Flaute konnten alle Pläne zu Makulatur machen. Das offene Meer wurde gemieden, man betrieb Küstenseefahrt, *costeggiare*, wie man es nannte: *navigare a poca distanza dalla costa*. <sup>87</sup>

Die weit ausgreifenden Entdeckungsfahrten seit Kolumbus, die Ozeanquerungen also, veränderten die Seefahrt nachhaltig. Jede derartige Reise war eine Welterschließung. Cooks zweite Weltumsegelung war für Forster eine Reise, »die noch Niemand vor uns unternommen hatte«. <sup>88</sup> Anders als Kolumbus segelten sie gegen den Lauf der Sonne: »Unter allen Reisen um die Welt ist die unsrige auch wirklich die erste, die von Westen nach Osten gerichtet worden.« <sup>89</sup> Bei ihrer Rückkehr in die Tafel-Bay im März 1775 stellten sie fest, dass sie einen Tag gewonnen hatten. <sup>90</sup>

Die Weltmeere zu befahren war nicht allein eine physische Anstrengung. Die seelische Anspannung lastete mitunter schwerer auf den Seeleuten und den Mitreisenden als alle körperlichen Entbehrungen. »Wir hatten nun seit neun Wochen kein Land gesehen«, notiert Forster im ersten Jahr ihrer Fahrt, »und das Reisen zur See fieng an denenjenigen unter uns verdrießlich und widerlich zu werden, die eben so wenig an das einförmige eingeschloßne Leben am Bord eines Schiffs, als an das ewige Einerley der Lebensmittel und übrigen Gegenstände gewöhnt waren.« <sup>91</sup> Die Wochen auf offener See wurden zum Inbegriff der Leere. Während ihrer mehr als dreijährigen Reise verbrachten sie zusammengerechnet »kaum ein halbes Jahr« <sup>92</sup> an Land. Monotonie bestimmte die »einsamen Stunden einer einförmigen Seefahrt«. <sup>93</sup> Einmal, so rechnet Forster vor, sind sie 103 Tage auf See, ohne Land zu sehen, ein anderes Mal 4 Monate und 2 Tage; dabei verbringen sie 2 Jahre und 9 Monate auf der südlichen

die Gefahr, dass durch ein Zurückdrängen der Natur ein »herz- und sinn tödtender Mechanismus«<sup>227</sup> die Oberhand gewinnt.

Gegenüber der Staatsmaschine, als dem Inbegriff einer Rationalisierung des Politischen, verteidigt Forster die Undurchschaubarkeit der revolutionären Wirkkräfte: Im mechanistischen Denken hat die Revolution keinen Platz, läuft doch eine Mechanik – wie die einer Uhr – völlig gleichmäßig ab, wenn sie einmal in Gang gebracht worden ist. Revolutionäre aber sind keine kühlen Staatsstrategen. Vielmehr ist davon auszugehen, »daß die Natur solche seltene Menschen, die sie zu herkulischen Arbeiten, zu mächtigem Wirken, zu großen Thaten bestimmte, mit jener verzehrenden Gluth der Leidenschaft erfüllen mußte, welche, wenn die Epoche ihrer ersten Gährung überstanden ist, vom inwohnenden Geiste geführt, unübersteiglich geglaubte Schwierigkeiten besiegt und die Bewunderung, so der Zeitgenossen, wie der Nachwelt, erregt. Fehler, Verirrungen, selbst Verbrechen sind hier gedenkbar; hingegen bleiben Laster gänzlich ausgeschlossen, vorausgesetzt, daß die moralischen Kräfte eines solchen Charakters sich vermöge der unendlichen Aneignungskraft seiner Empfindung stärken und zu der ihnen gebührenden Herrschaft reifen.«<sup>228</sup>

Darin schließt Forsters Vorstellung von der Gärung als dem Prinzip politischen Wandels an die zentrale Botschaft der *Ansichten vom Niederrhein* an: Wo es gärt, brodeln, fault, sich auflöst und verwandelt, wo also organische Kräfte am Werk sind, die sich als wirkmächtiger erweisen als die Vernunft, können zwar die moralischen Kräfte des Revolutionärs unversehrt bleiben, solange das Gefühl ihn leitet, dennoch werden »Fehler, Verirrungen, selbst Verbrechen« zu erwarten sein. Die Gewalt der Revolution – auch wo sie zum Verbrechen wird – ist natürlich. Keine Vernunft vermag die Kraft der Natur zu hemmen. Die Revolution ist für Forster die natürliche Rückseite der Vernunft.

### *Die französische Mainzer Freiheit*

Als Forster im April 1788 seine Mainzer Bibliothekarsstelle angetreten hatte, garte es in diesem Kurfürstentum – nirgends. Sicher, es gab eine Handvoll Professoren, die sich dem kritischen Geist der Aufklärung verbunden sahen. Mainz war also kein hinterwäldlerisches Nest. Aber seine politischen Strukturen unterschieden sich nicht von denen der

übrigen höfischen Gesellschaft. Deutschland war keine geeinte Nation, sondern ein Flickenteppich von Kleinstaaten, konfessionell und kulturell verschieden, ohne eine verbindliche Zentralgewalt, auch wenn das Heilige Römische Reich Deutscher Nation bis 1806 fortbestand.

In Mainz stellt Forster überrascht fest, wie starr dort an der höfischen Etikette festgehalten wird. »Man geht sogar zum Kurfürsten, wenn man ihm schon vorgestellt ist, im Frack.«<sup>229</sup> Noch sind die Stände fein säuberlich voneinander getrennt, auch die Hierarchie der Vornehmen ist unerschütterter. Angesichts der einfachen Wohnverhältnisse stimmt Forster nach seiner Ankunft in Mainz seine Frau auf die zu erwartende familiäre Isolation ein, »denn würden wir auch zu Vornehmen eingeladen, so kommen sie doch nicht wieder zu uns«.<sup>230</sup> Sein überschaubares Einkommen durch die bescheidene Bibliothekarsstelle erlaubt ihm keinen Aufstieg in die höheren Kreise. »Dann und wann ein Fremder, und ein paar Freunde, das ist meine Gesellschaft und meine Erquickung.«<sup>231</sup> Das Leben spielt sich im Privaten ab, »denn«, schreibt Forster an Schiller, »außer unserm Kreise versteht uns kein Mensch«.<sup>232</sup>

Trotz aller Aufklärung im Geiste hat sich Forster in einer Welt zu bewegen, die nach wie vor auf Autorität gestimmt ist. Ein kleines Detail illustriert das Gefälle, das zwischen dem Fürsten und seinen Bedienten besteht. In einem Schreiben an den Kurfürsten, die Ausstattung der Bibliothek betreffend, erbittet Forster am 9. September 1792, »daß Höchst Ihro Kurfürstliche Gnaden geruhen möchten, Sich huldreichst zu entschließen, der Kurfürstlichen Universität die Erlaubniß zu erteilen, daß solche zum ewigen Andenken der unbegrenzten Wohltat, womit sie von ihrem zweiten Stifter, ihrem Wiederhersteller, dem Vater des Vaterlands und dem Beschützer und Wohltäter der Wissenschaften und Künste überhäuft und dotirt worden ist, in dem Bibliothekssaal ... das Brustbild *Seiner Kurfürstlichen Gnaden* in Marmor, auf einem schönen Piedestal, mit einer dankbaren Inschrift aufstellen dürfe«.<sup>233</sup>

Goethe dagegen hat am 17. September 1826, umrahmt von einem Festakt, den – vermeintlichen – Schädel des 1805 verstorbenen Schiller in die Weimarer Anna-Amalia-Bibliothek bringen und in den Sockel der Schiller-Büste Johann Heinrich von Danneckers einschließen lassen.<sup>234</sup> Das war zwar mit dem Großherzog Carl August abgesprochen – Goethe hatte dessen »Anordnung und Billigung«<sup>235</sup> vorgängig eingeholt –, aber es geschah ohne viel Federlesens. Der Unterschied der vergleichbaren Szenen illustriert den Wandel der Zeit: Während Forster im noch

vorrevolutionären Mainz aus taktischen Gründen eine symbolische Inthronisation des Kurfürsten in der Bibliothek als einer institutionellen Repräsentation der Geisteswelt anstrebt, bezeugt sich die Souveränität Goethes darin, den unvergleichlichen Stellvertreter des freiheitlichen Denkens in Deutschland als Reliquie an den Ort des Wissens und der Aufklärung zu bringen. Während Goethe in seinem berichtenden Brief an den Großherzog abschließend um die »Fortdauer eines beglückenden Wohlwollens« bittet, beendet Forster sein Bittgesuch mit den Worten: »Hiermit ersterbe ich in tiefster Ehrfurcht *Ew. Kurfürstlichen Gnaden* unterthänigster Universitäts Bibliothekär Georg Forster«. <sup>236</sup> Die Differenz lässt sich auf einen Begriff bringen: Forster war noch ein Untertan, dessen politischer Wille angesichts der überblendenden Machtfülle des Fürsten zu erlöschen hat. Goethe dagegen agiert auf Augenhöhe, auch wenn er die Spielregeln der Konvention einzuhalten gewillt ist.

Mochte sich der Weimarer Dichter leichten Herzens auf dieses Repräsentationsspiel eingelassen haben, wird es Forster schwerer gefallen sein. Immerhin ist die kecke Antwort seines Vaters überliefert, der auf die Frage des Kammerherrn, ob denn die Audienz beim König Friedrich dem Großen im Schloss Sanssouci Eindruck auf ihn gemacht habe, entgegnete, dergleichen sei er gewöhnt: Er habe schon fünf wilde Könige und in Europa zwei völlig gezähmte getroffen. <sup>237</sup> Diese Anekdote bringt den Anschauungsvorsprung in Erinnerung, den die beiden Weltreisenden besaßen: Sie hatten Könige am anderen Ende der Welt, unterschiedliche Gesellschaften und Moralvorstellungen kennengelernt, die Luft der weiten Welt geatmet, sodass das stickige Zeremoniell an den europäischen Höfen unerträglich erschien. »Alles ist hier leer und flach, und schief obendrein; die natürliche Folge der Greuel einer geistlichen Verfassung«, <sup>238</sup> klagt Forster über die Zustände in Mainz.

Die Rheinreise mit Humboldt hatte nur eine vorübergehende Abwechslung gebracht. Finanziell betrachtet war sie ohnehin ein Fehlschlag. Forster hatte gehofft, für seine Pflanzenbeschreibungen, die er während der Weltreise gemacht hatte, einen angemessen bezahlenden Verleger zu finden. Diese Hoffnung »schlug gänzlich fehl«. <sup>239</sup> Als »allerunterthänigster« Diener wird sich Forster im Februar 1792 an den König Friedrich Wilhelm II. von Preußen wenden, nur von ihm könne er für seine Pflanzenbeschreibungen »milde Unterstützung erleben« <sup>240</sup> – ohne Erfolg.

An die Alltagsarbeit in Mainz zurückgekehrt, stellt sich in den Mo-

naten des Jahres 1791 der alte Verdruss ein. »Es ist«, schreibt Forster, »als ob mir alles zu Wasser werden müßte, nichts gedeiht mir, je mehr ich arbeite, je mehr ich hoffe zu gewinnen, desto ärger zerrinnt mirs unter den Händen, und ich stehe jetzt mit leeren Händen da, unfähig wie bisher zu arbeiten, und doch nicht im Stande ohne die Fortsetzung der bisherigen Anstrengung mit meinem Haushalt auszukommen.«<sup>241</sup> Dabei ist er sehr produktiv: Neben der Niederschrift der *Ansichten vom Niederrhein* überträgt Forster ein indisches Schauspiel *Sakontala oder der entscheidende Ring*, auf dessen englische Übersetzung er während seiner Reise gestoßen war, schreibt wichtige Aufsätze *Ueber historische Glaubwürdigkeit* oder *Ueber den gelehrten Zunftzwang* und allein in diesem einen Jahr zwanzig Rezensionen, und er verfasst eine arbeitsreiche *Geschichte der englischen Litteratur*, um nur einige Beispiele zu nennen. Doch er klagt: »Meine Kräfte sind erschöpft, mein Körper ist keiner Anstrengung mehr fähig, mein Geist ist erlahmt ...«<sup>242</sup> Es hätte nicht viel gefehlt, und Forster wäre zu einer Lokalgröße verkommen, eingesperrt zwischen staubigen Buchregalen und aufgerieben angesichts der kaum zu bewältigenden Schreibzusagen gegenüber seinen Verlegern. Er habe »schier zu viel übernommen, und dabey nicht auf Krankseyn und auf die Zeit, die manche Recension kostet, gerechnet«.<sup>243</sup> Sein Leben und Denken hätte sich im Alltäglichen verlieren können, gab es doch keinerlei Anzeichen auf jene belebende Unruhe, die er während seiner Rheinreise in anderen Gegenden beobachten konnte. »Ich bade mich im Rhein und leyere mein Leben so hin«,<sup>244</sup> schreibt er im August 1791 an Jacobi.

Wenige Monate später ist alles anders. Seit dem ersten Jahrestag der Großen Revolution in Frankreich am 14. Juli 1790 hatten die innen- und außenpolitischen Spannungen zugenommen. Die gegenrevolutionären Preußen und Österreicher zögerten zwar noch, zur Verteidigung der alten Herrschaftsverhältnisse mit Truppen gegen Frankreich vorzugehen, doch einige jakobinische Abgeordnete der Nationalversammlung in Paris sowie König Ludwig XVI. sprachen sich bereits Ende 1791 für Krieg aus. Angesichts des schlechten Zustands der französischen Truppen mochte der König gehofft haben, eine Niederlage Frankreichs könnte auch die revolutionären Umtriebe beenden und seine Monarchie dauerhaft retten. Am 20. April 1792 erklärte er Österreich und dem verbündeten Preußen den Krieg.

Mit der Änderung der französischen Außenpolitik seit Ende 1791 war auf Seiten der Revolutionäre die Vorstellung einer *expansion ré-*



*volutionnaire* verbunden, suchten doch die jakobinischen Befürworter des Krieges eine Sicherung und Ausbreitung des Republikanismus. Die Freiwilligen unter den französischen Soldaten wurden *apôtres de la liberté* genannt – Verfechter, wenn nicht gar Apostel der Freiheit. Dadurch kam Bewegung in die Grenzregionen. Rasch waren Franzosen am Rhein. »Alles wimmelt jetzt hier von Franzosen zwischen Mainz und Coblenz«,<sup>245</sup> berichtet Forster im April 1792. »Der ganze Rheingau ist davon gepfropft voll; alle Wirthshäuser sind angefüllt und folglich den Mainzern jede Lustbarkeit dahin unmöglich gemacht. Das wäre noch zu ertragen. Allein sie vertheuern uns alles; alles kostet doppelt so viel als sonst ...«<sup>246</sup> Die Folgen der französischen Expansionspolitik waren zunehmend spürbar. »Unsere hiesige Lage fängt an kritisch zu werden«,<sup>247</sup> schreibt Forster am 17. April. Wenige Tage später registriert er, gleichsam vom Schreibtisch aufblickend, den Widerstandswillen gegen die Franzosen, der auch in Mainz zu wachsen beginnt: »Hier ist an nichts Literarisches zu denken. Sie werden wohl bald aus unsern Pflugscharen Säbelklingen machen; denn nun spricht man von Tag zu Tag gegen Frankreich eine vernehmlichere und trotzigere Sprache.«<sup>248</sup> Ende des Monats ist es so weit: »Der Krieg ist nun ausgebrochen ...«<sup>249</sup> Mainz sei zwar sicher, man habe nichts zu befürchten, der Krieg werde sich nicht in dieser Gegend abspielen, aber, so stimmt sich Forster auf Kommendes ein, »Dinge, die nicht zu ändern sind, muß man ergehen lassen, wie Gewitter, Frost und Schnee, Regen und Sturmwetter.«<sup>250</sup> Am 21. Oktober nehmen französische Truppen unter Führung des Generals Adam-Philippe de Custine Mainz ein.

Es hat kaum Kämpfe um die Stadt gegeben, kleinere Feuergefechte, ein kurzes, folgenloses Bombardement. Angesichts der Übermacht der französischen Truppen entschloss sich der Mainzer Kriegsrat am 20. Oktober, bedingungslos zu kapitulieren.<sup>251</sup> Viele Mainzer hatten schon Tage zuvor die Stadt verlassen, wie auch der Kurfürst, »der noch um halb zehn Uhr Nachts in der Stille fortging und die Wappen von seinem Wagen abkratzen ließ«,<sup>252</sup> Damit wendete sich das Blatt. »Wir sind hier seit gestern in französischen Händen«, schreibt Forster an seinen neuen Verleger Christian Friedrich Voß am Tag der Besetzung um »6 Uhr Morgens«,<sup>253</sup> wie er eigens vermerkt. Noch am selben Tag lässt er einen weiteren Brief folgen, in dem er um eine Einschätzung ringt, was die Eroberung durch die Franzosen bedeutet: »Mainz wird jetzt ein wichtiges politisches Centrum werden ...; denn von hier aus gehen die

Operationen der Franzosen auf Deutschland zu.«<sup>254</sup> Unverhofft findet sich Forster im Zentrum des politischen Geschehens. Noch vor Tagen Opfer der Langeweile eines dahinplätschernden Lebens, begreift er sich nun als Zeitzeuge einer der »entscheidenden Weltepochen«.<sup>255</sup> Seine Mitbürger wird er darauf einschwören, »Deutschland, das jedem unserer Schritte nachspürt, die Welt, die uns richten wird«,<sup>256</sup> verlangen Taten.

War er bislang nur Beobachter der revolutionären Umbrüche, bot sich nun die Gelegenheit, selbst an die Geschichte Hand anzulegen. Noch vor Monaten hatte er sich zurückhaltend gezeigt: Es falle ihm nicht ein, »einen *Umsturz* predigen zu wollen, den ich selbst nicht wünsche, sondern vielmehr für ein großes Unglück in Deutschland halte, daß ich alles aufbiete, um es abzuwenden«.<sup>257</sup> Zwar gibt er zu, er sei »lieber *für* als *wider* die Jacobiner ... , man mag gegen sie toben wie man will«,<sup>258</sup> aber er ist davon überzeugt, Deutschland sei »lange noch nicht reif zu einer Aenderung seiner Verfassung«.<sup>259</sup> Nun aber ist Mainz von den Franzosen besetzt. Bis Anfang November erobern sie die Region des linken Rheinufers zwischen Landau und Bingen, rechtsrheinisch wird das besetzte Gebiet von einer imaginären Linie von Frankfurt am Main, Friedberg, Weilburg, Limburg, Nastätten bis Lorch begrenzt.<sup>260</sup> Es eröffnet sich für Forster der weltgeschichtliche Augenblick, hier im Kleinen durchzuspielen, wozu sich der Rest Deutschlands noch nicht bereit zeigt. Offen kann Forster nun bekennen, daß er »nie ein Feind der Freiheit war«<sup>261</sup> und es unmöglich sei, »gegen die Freiheit zu kämpfen«.<sup>262</sup> Die Zeiten ändern sich, und Forster findet bei den französischen Truppen jene Gleichheit wieder, die ihn schon auf Tahiti berauscht hat: »Officiere und Gemeine sind wie Brüder, ein Herz und eine Seele, und essen in den Wirthshäusern an Einem Tische miteinander.«<sup>263</sup> Die hohlen Zeremonien der herrschaftlichen Macht lösen sich in nichts auf. Ängstlich klammert sich der Adel an seine schwindenden Privilegien, wie Forster bissig kommentiert: »Feig und adlich fangen an Synonym zu werden ...«<sup>264</sup> Es ist Zeit zu handeln. Forster erkennt, »die Krisis naht heran und man wird Partei ergreifen müssen«.<sup>265</sup> Er wird zum Revolutionär.

Franz Dumont, Kenner der Mainzer Republik, hat in kritischer Abgrenzung von marxistischen Lesarten apodiktisch erklärt: »Forsters Bedeutung für die Mainzer Republik wird gemeinhin überschätzt.«<sup>266</sup> Das mag stimmen. Forster ist keineswegs von Beginn an federführend an der Einführung republikanischer Verhältnisse beteiligt. Schon am 23. Oktober 1792, zwei Tage nach der Besetzung von Mainz, gründet sich